

Eßlinger Zeitung vom 18./19. November 1995

Bube, Dame, Päpstin, Tod

»Kultur- und Kunstgeschichte der Spielkarte« – Eine repräsentative Ausstellung des Deutschen Spielkartenmuseums in Leinfelden Echterdingen

Von Hans-Georg Soldat

Alle Zutaten einer erfolgreichen Geschichte sind hier vereint: dunkle Geheimnisse, Sex and Crime, Pikanterien über die Berühmten und Reichen der Welt, Kunst und Profanität, Gläubigkeit und Antiklerikalismus, Spott, Ernst, tiefere Bedeutung. Man kann eine Prise Freud und Jung darüberstreuen, die diversen esoterischen Pseudowissenschaften hinzuziehen, die Kabbala beschwören und die Mysterien der untergegangenen Pharaonenreiche zu Rate ziehen. Reisen ins alte China sind möglich und an den Ursprung der Sinti und Roma. Indien in all seiner Pracht kommt ins Blickfeld, aber auch die Höfe mameluckischer und persischer Herrscher. Die Rede ist von Spielkarten.

Es ist zunächst ein unbestreitbares Verdienst des Deutschen Spielkartenmuseums Leinfelden-Echterdingen mit seiner neuesten Ausstellung in einer Art Tour d'horizon auf diese bewegte Geschichte hinzuweisen – sie ist schließlich unbekannt genug. Heutzutage assoziiert man mit Spielkarten ganz einfach Skat; entweder französische Farben mit Kreuz, Pik, Herz, Karo oder (in einigen wenigen Gegenden Deutschlands) deutsche Farben mit Grün, Eichel, Rot, Schellen. In den letzten Jahren gab es – parallel zum Erstarken von Esoterik und New Age – eine Renaissance von Tarotspielen unterschiedlichster Gestaltung mit den Farben Schwerter, Stäbe, Kelche und Münzen. Auffällig sind in diesen Tarot-Spielen besonders die 22 zusätzlichen Karten mit ausgesprochen geheimnisumwitterten Bezeichnungen wie etwa: »Der Narr«, »Die Päpstin«, »Das Haus Gottes«, »Der hängende

Mann«, »Der Tod«, »Der Eremit«, »Die Mäßigung«. Wie ist das alles einzuordnen?

*

Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich so etwas wie eine Kongruenz der wissenschaftlichen Forschung ergeben. Widerspruchslos ist die Historie dennoch nicht: Zu viele Einzelheiten fehlen, Brücken können nicht geschlagen werden, Belege fehlen – doch wie sollte das anders sein bei einem Gegenstand, der von der Kirche bekämpft wurde, ein Alltagsding war (und ist) und dann auch noch für eine so sinistre Sache wie das Spiel gebraucht wurde – und das meint in der längsten Zeit: das Glücksspiel. Die Karten wurden weggeworfen, zweckentfremdet, verbrannt, manchmal auch verbannt. Meist wurden nur die künstlerisch besonders wichtigen überliefert. Relativ fraglos ist die Herkunft der Spielkarten aus dem China des 7./8. Jahrhunderts, ihre Verwandtschaft zu Steinspielen wie Domino, Majong und Schach. Aber schon der weitere Weg bietet Probleme. Gingen sie anschließend nach Indien und zur arabisch-persischen Welt, von wo aus sie schließlich nach Europa kamen? Oder wurde umgekehrt etwa das mameluckische Ägypten von den europäischen Karten befruchtet? Unverkennbar sind ja die Verwandtschaften. So gibt es, hie wie da, die Aufteilung in zehn durchnummerierte Karten, denen drei (manchmal auch vier) »Hofkarten« folgen: Bube, Dame (Königin), (Reiter), König. Wobei die Bezeichnungen freilich wechseln können. In einem erhaltenen Spiel aus dem Mameluckenreich gibt es etwa den König und seinen ersten und zweiten Gouverneur. Ziemlich verwirrend, zugegeben...

*

Es hilft also nichts, es muß wohl erst einmal in Kürzestform die Geschichte der Spielkarte, zumindest in Europa, referiert werden. Nach vorherrschender Meinung kamen die Spielkarten tatsächlich aus dem Orient. Sie wurden von Kaufleuten kurz vor 1377 nach Norditalien,

vielleicht nach Florenz eingeführt, »La Bella« oder auch das »italienische Athen« genannt, wo die europäische »Geburtsurkunde« der Spielkarte ausgestellt wurde, die früheste Erwähnung der Spielkarten überhaupt: Es ist eine Verfügung vom 25. März 1377 gegen dies »neue eingeführte« Spiel. Daß es tatsächlich relativ neu gewesen sein muß, geht aus der Tatsache hervor, daß Petrarca in seinem Traktat »De remediis utriusque fortunae« 1366 fast alle damals bekannten Spiele auflistet – das Kartenspiel indes gibt es bei ihm noch nicht.

Fast ist es ein Fall für Sherlock Holmes, die Wurzeln des europäischen Zweiges der Spielkarten ausfindig zu machen – eine Rolle, die übrigens recht erfolgreich Michael Dummett, Philosophie-Professor in Oxford und Detlef Hoffmann, der wissenschaftliche Berater des Spielkartenmuseums ausfüllen. In akribischer Arbeit hat besonders Dummett die Originale aller Dokumente zur Spielkartengeschichte gesichtet und neu bewertet. Danach existierten wohl wirklich die Kartenfarben Schwerter, Stäbe, Kelche und Münzen zuerst. Doch diese ursprünglichen Symbole verloren sich bald auf dem stürmischen Siegeszug des neuen Spiels; es traf ja auf eine Gesellschaft, die durch die erst ein Vierteljahrhundert zurückliegende Große Pest gebeutelt war und begierig jede Ablenkung aufgriff.

Diese Veränderungen der Kartenbilder stehen im Mittelpunkt der Ausstellung in Leinfelden-Echterdingen. Während sich in Spanien und Portugal zumindest eine Abart der ursprünglichen italienischen Farben erhielt, wandelte sich in Deutschland, der Schweiz und Frankreich das Kartenbild radikal. Das spricht dafür, daß sich in diese Richtungen vor allem das Prinzip des neuen Spiels weiterverbreitete und nicht das Kartenbild selbst. Bis etwa 1450 war das deutsche System beispielsweise überhaupt nicht vorhanden, sondern es herrschten Phantasiefarben: Löwen, Affen, Wappen usw. Erst um ca. 1460 kamen die deutschen Farbsymbole auf (so sind 1472 in Augsburg »Grün« und »Herz« nachweisbar). Doch es dauerte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, ehe das Chaos ein Ende hatte. Die französischen Farbzeichen, die heute am

weitesten verbreiteten überhaupt, entwickelten sich um 1480 aus den deutschen. Sie brachten ungeheure ökonomische Vorteile, denn die einzelnen Karten mußten nun nicht, wie ihre Vorbilder, Stück für Stück als Holzschnitt hergestellt werden, sie wurden jetzt per Schablone gemalt.

Vieles war wichtig – die Entstehung des Holzdrucks, der zeitlich fast zusammenfällt mit der Entwicklung der Spielkarte, und des Kupferstichs; oder die Herausbildung einer nennenswerten Papierindustrie in Europa – um aus einem handgemalten Spielzeug für das Bürgertum und den höfischen Adel ein Spiel für das Volk zu machen.

*

Und Tarock und Tarot? Allem Geschwätz der Esoteriker zum Trotz sind wir heute über die Entstehung und Entwicklung dieses außergewöhnlichen Spiels ziemlich gut informiert. Es kam nicht aus vorgeschichtlicher Zeit, es wurde nicht von den Sinti und Roma mitgebracht. Es entstand vielmehr ungefähr 1440 am Hof von Ferrara und wurde sehr bald von den wohlhabenderen Herrschern in Mailand, den Visconti und Sforza, übernommen. Das sogenannte Visconti-Sforza-Tarock von etwa 1445 oder (nach anderen Mutmaßungen) 1450/1453 mit seinen glühenden, goldgrundigen Farben, eine der Inkunabeln der Spielkarten, zeugen von der Prachtliebe der Auftraggeber. Grundidee war, eine Reihe von Karten zu schaffen, die höher rangieren, als die bisher bekannten – damit war das Prinzip des Stichspiels geboren. Für diese zunächst ständigen »Trümpfe« nahm man Symbole der damals ungemein populären Triumphzüge, von denen schon Francesco Petrarca sang (»Wir kennen fünf Triumphe nun hienieden: / von Liebe, Keuschheit, Tod, von Ruhm und Zeite; / der sechste wird uns nur von Gott beschieden«). Welcher und ob überhaupt ein bestimmter wissen wir nicht, vielleicht war die Folge der 22 Karten auch absichtlich als Rebus angelegt. Auf jeden Fall verblaßten bald, zumal im außeritalienischen Raum, die möglichen Bedeutungen, eine Numerierung mußte helfend die Reihenfolge festlegen, irgendwann verschwanden auch die

ursprünglichen Bilder, andere traten an ihre Stelle, Genreszenen, Veduten. Besonders die überaus anstößige »Päpstin«, über deren Entstehung bis heute gerätselt wird, wurde ersetzt: durch Juno, die »Hohepriesterin« u.a. Schließlich verdrängten auch hier französische Farben die italienischen – und dabei blieb es: Tarock wird immer noch in vielen Regionen auch Deutschlands gespielt.

In Frankreich jedoch verfestigte sich das ursprüngliche Kartenbild im frühen 18. Jahrhundert zu einem sehr berühmten Standardbild, dem Marseiller Tarock oder »Tarot de Marseille«, das aber bald nur noch in kleinen Gebieten des Südens und Ostens verbreitet war. Als im ausgehenden 18. Jahrhundert der Okkultist Court de Gébelin in Paris auf ein Marseiller Tarock stieß, erklärte er es kurzerhand zur geheimnisvollen Hinterlassenschaft Ägyptens und eröffnete die esoterische Geschichte der Spielkarte. Unter seiner französischen Bezeichnung »Tarot« wanderte das Bild ins Ausland, auch nach Deutschland, wo es allerlei obskuren Sekten als »Buch der Geheimnisse« und – zum Wahrsagen dient. Übrigens ist die Verwendung von Karten zum Prophezeien der Zukunft entgegen einem gängigen Mythos erst im ausgehenden 17. Jahrhundert aufgekommen.

*

Ist der Zweck einer Ausstellung nicht erfüllt, wenn man diese Geschichte und all die Geschichten in ihr zunehmend begeistert vernimmt? Über 200 Spiele aus dem Bestand von etwa 11.000 dokumentieren eine Historie, die man mit steigender Verzauberung studiert, in ihren Verästelungen – und das bedeutet vor allem: in ihren Spielen – weiterverfolgt bis in die Gegenwart mit ihrem riesigen Angebot an Künstlerkarten einerseits und dem fast dogmatisch verfestigten Kartenbild der Skat- und Rommé-Karten andererseits. Wenn es eine Kritik gibt, dann an dem Ort dieser Präsentation, der trister nicht sein kann: Es ist der Keller einer ganz gewöhnlichen Schule. Daß sich die vergleichsweise reiche Stadt Leinfelden-Echterdingen den Provinzialis-

mus leistet, in solchen Räumen eine der bedeutendsten Sammlungen der Welt unterzubringen, ist schlechterdings unbegreiflich. Er zeugt von einer Kurzsichtigkeit, die ziemlich einmalig sein dürfte.

Der Ausstellung sollte das nicht zum Nachteil gereichen: Sie gehört nicht nur zu den wissenschaftlich wichtigsten dieses Gebietes in der Nachkriegszeit, sondern auch zu den interessantesten.

Die Ausstellung »Kultur- und Kunstgeschichte der Spielkarte« läuft noch bis zum 31. Mai 1997; geöffnet: Dienstag bis Freitag 14 – 17 Uhr; Sonn- und Feiertage: 10 – 13 Uhr. Der gleichnamige Katalog von Detlef Hoffmann mit einer Dokumentation von Margot Dietrich erschien im Jonas Verlag, Marburg. Preis: 38 DM